

Zeitschrift: Anzeiger für schweizerische Altertumskunde : Neue Folge = Indicateur d'antiquités suisses : Nouvelle série

Herausgeber: Schweizerisches Landesmuseum

Band: 38 (1936)

Heft: 1

Artikel: Beiträge zur schweizerischen Architektur des frühen Mittelalters. I, Das Schema des St. Galler Klosterplans; II, Die "Bündner"-Gruppe der Dreiaspiden-Kirchen

Autor: Gantner, J.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161928>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beiträge zur schweizerischen Architektur des frühen Mittelalters

Von Dr. J. Gantner

I. Das Schema des St. Galler Klosterplans

I.

Seit der ersten wissenschaftlichen Publikation durch Ferdinand Keller 1844 hat sich um dieses einzigartige Dokument eine wahre Bibliothek neuer Literatur angesammelt. Von allen Seiten her ist der Plan durchforscht worden, allen Zweigen der mittelalterlichen Kulturgeschichte hat er etwas gegeben, und es möchte unmöglich erscheinen, ihm noch irgendeine neue Seite, irgendeine neue Erkenntnis abzugewinnen, wäre die Wissenschaft selbst nicht in einem ständigen Fortschreiten begriffen, würde sie sich nicht selbst dauernd neue Ziele setzen und mit neuen Fragen an die Objekte herantreten.

Eines dieser neuen Ziele tritt immer deutlicher in Erscheinung, je zahlreicher die Fundamente spätantiker und frühmittelalterlicher Bauten aufgedeckt werden. Diese Fundamente lehren uns nicht nur das große Patrimonium spätantiker Bauformen erkennen, sie lehren uns vor allem, vorsichtig zu sein mit der Vorstellung von einem sozusagen immanenten Ablauf der Stile, wie er uns von späteren Jahrhunderten her geläufig ist. In der Frühzeit des Mittelalters geschieht innerhalb der architektonischen Formen kein großer Schritt, keine wirklich wesentliche Amplifikation ohne einen jener «Anlässe», die die Kunst, nach Jacob Burckhardt, von irdischen Mächten her empfängt, «um sich dann frei zu ergehen in der Schwingung, die sie von daher erhalten» (Weltgeschichtliche Betrachtungen). Wo diese Anlässe fehlen, da fehlt auf weite Strecken hin zum mindesten der schöpferische Antrieb zur Gestaltung einer neuen Form; wo sie aber auftreten, da wandelt sich die Form, sei es, daß sie sich bereichert, sei es, daß sie verkümmert oder untergeht. Aus der Kenntnis dieser «Anlässe» und ihres Niederschlags in den Denkmälern ersteht vor unsern Augen immer deutlicher eine Art «Architekturgeschichte ohne Namen», eine Typologie der Bauformen, die jede neue Ausgrabung mit einem neuen Inhalt und mit neuen Perspektiven erfüllt.

Für eine solche Betrachtung nun gibt der St. Galler Plan ein überaus reiches Material an die Hand. In mindestens drei Sparten muß sich die Architekturgeschichte — um von den übrigen Disziplinen zu schweigen — mit ihm beschäftigen: der Städtebau mit dem Planschema als Ganzes, der Profanbau mit den einzelnen Gebäuden, der Sakralbau mit der Kirche, und zwar mit dem Typus der eingezeichneten Kirche sowohl wie mit ihrer möglichen Ausführung in St. Gallen selbst und anderwärts. Die vorliegende Untersuchung möchte einzig zu der städtebaulichen Fixierung des Planes eine kleine Ergänzung vortragen. Zu den beiden andern Sparten sei vorweg bemerkt, daß die Profanbauten und die Kirche nach ihrer typologischen Stellung völlig auseinandergehen: die ersteren lassen sich, nach Oelmann, «fast restlos aus der römischen Architektur ableiten»¹⁾ — hier fehlte offenbar der «Anlaß»

Die obenstehenden Ausführungen sind während des Winters 1934/35 in zwei Vorträgen vor der Antiquarischen Gesellschaft Zürich und der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Basel besprochen und diskutiert worden. Für alle Einzelheiten und genaueren Zitate verweise ich auf den in Niederschrift befindlichen ersten Band meiner «Kunstgeschichte der Schweiz», der im Laufe des Jahres 1936 im Verlag Huber & Co. in Frauenfeld erscheinen wird.

¹⁾ Römische Mitteilungen 1923/24, 214.

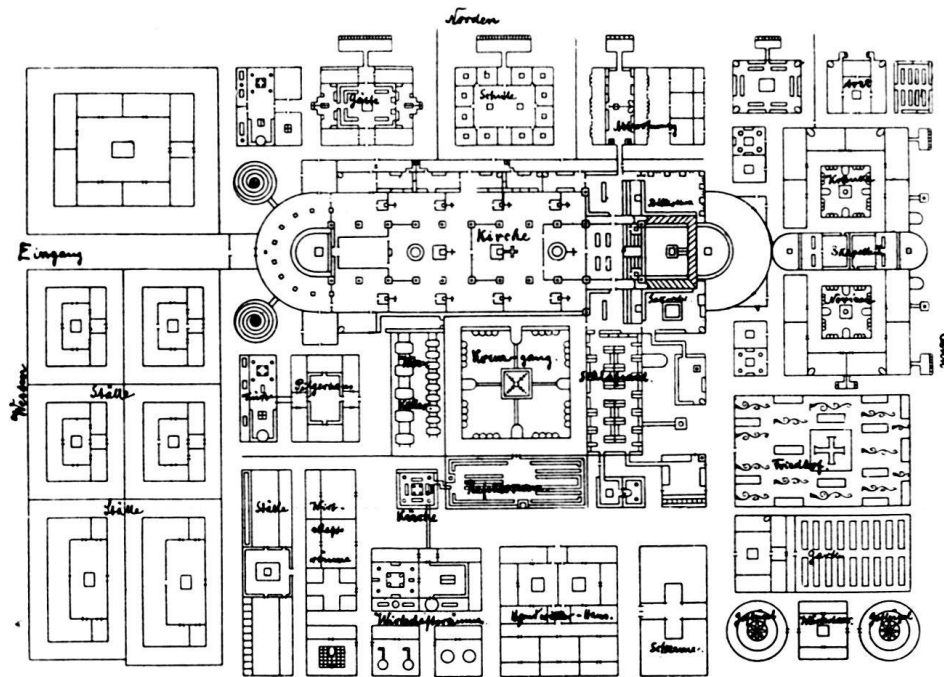


Abb. 1. Der St. Galler Plan.
(Umzeichnung und Beschriftung Brinckmann.) Foto Stödtner.

einer grundrisslichen Amplifikation —, während die Kirche ein geradezu klassisches Beispiel dafür bietet, wie ein im Kerne römischer Bautypus, die Basilika, unter dem Einfluß neuer liturgischer Notwendigkeiten umgebildet und bereichert wird (Dehio, Frankl, Hecht u. a.). Daß bei dieser Umbildung und Bereicherung jeder Raumteil sozusagen sein eigenes Schicksal erfährt, daß beispielsweise das älteste Glied, die halbkreisförmige Apside, schon durch die Regula Benedicti in ihrer Form und Funktion «erschüttert» wurde, sei hier nur nebenher bemerkt²⁾. Auch innerhalb des kirchlichen Organismus sind ja längst nicht alle Stellen gleicherweise dem Einflusse der differenzierenden Kräfte ausgesetzt.

2.

Über die Herkunft und letzte Bestimmung des Planschemas sind auch heute die Akten noch lange nicht geschlossen. Als völlig gesichert kann einzig der Name des Adressaten, Abt Gozbert, gelten und damit auch die approximative Datierung der Sendung auf den Anfang des 9. Jahrhunderts. Alles übrige aber ist Vermutung: daß Abt Heito von der Reichenau als Teilnehmer an den anianischen Synoden zu Inden-Aachen das Schema von dort mitgebracht, es mit Inschriften und Maßziffern versehen und seinem als «dulcissime fili» angeredeten Amtsbruder Gozbert geschickt habe, in Kenntnis von dessen Plänen für einen Neubau der St. Galler Abtei. Diese vor allem von Hecht vorgetragene und auch in der kirchengeschichtlichen Literatur (Schnürer) wiederholte Hypothese klingt sehr einleuchtend, bleibt aber vorläufig unbeweisbar. Auf einen innern Widerspruch — zwischen den Maßangaben des Planes

²⁾ Mettler, Zeitschrift für Gesch. der Architektur 1909/10, 280, macht darauf aufmerksam, wie durch die in der Regula ausgesprochene Aufhebung des Unterschiedes zwischen Presbyteri und Cantores der Ort des «Chorus psallentium» das funktionelle Übergewicht erhält über den Ort des Altardienstes. Liegt nicht hier schon die erste Erklärung für das Aufkommen der geraden Chorschlüsse?

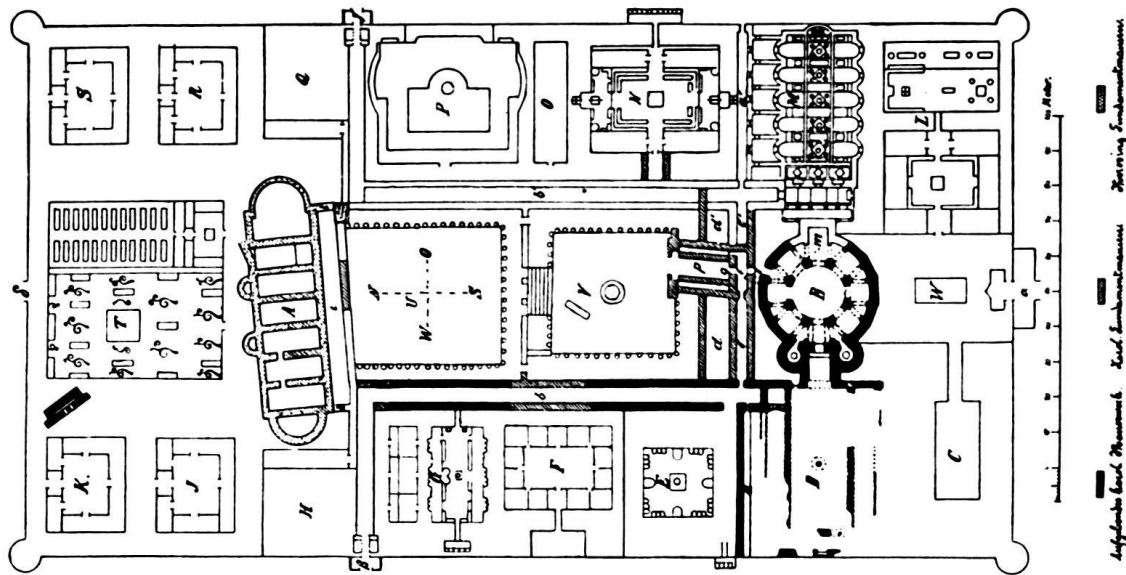


Abb. 2. Die Pfalz von Aachen. Nach Stephani.

und der nach Hecht für St. Gallen vorbildlich gewordenen eigenen Basilika Heitos in Mittelzell — werde ich im dritten Teil dieser Abhandlung noch zurückkommen.

Versuchen wir, uns zunächst über die Ausdehnung des Klosterareals nach dem Plane ein Bild zu machen.

Bekanntlich stimmen die dem Grundriß der Kirche eingeschriebenen Ziffern mit den maßstäblichen Abmessungen des Planes nicht überein. Nehmen wir als Grundlage die einzige sicher nachprüfbare Ziffer: jene «latitudo interioris templi pedum 40», also diejenige Breite des Mittelschiffes, die in den Umbauplänen von 1719 wiederkehrt, zu einer Zeit, als das Mittelschiff der karolingischen Basilika noch aufrechtstand. Nach ihr würden, um nur die wichtigsten Differenzen zu nennen, die Weite der Arkaden nicht, wie eingeschrieben, 12, sondern 20 Fuß, die Gesamtlänge der Basilika nicht 200, sondern 280 Fuß betragen. Dieser sehr beträchtliche Unterschied, der jede Rekonstruktion der Gozbertschen Basilika mit einer vorläufig noch unlösbaren Schwierigkeit belastet, kompliziert sich noch, je nachdem man die Anzahl der Arkaden (Effmann) oder bloß die Länge des Mittelschiffs (Dehio) als gegeben erachtet. Wir werden sehen, wie von einer späteren, möglicherweise von St. Gallen her angeregten Gruppe von Bauten wenigstens für die Masse des sicher ausgeführten Baues ein indirekter Beweis der These Hechts zuhilfe kommt, der, auf Dehio gestützt, der Ziffer 12 Fuß für die Arkadenweite den Vorzug gibt, statt der 9 Arkaden aber nur deren 6 ausgeführt wissen will.

Für die Errechnung der *Masse des Gesamtareals* haben wir also mindestens zwei Ausgangspunkte, je nachdem wir den Ziffern oder den maßstäblichen Abmessungen folgen: 280 Fuß Schiffslänge — den gallischen Fuß zu 33.27 cm gerechnet — ergeben 195/132 m; die 200 eingetragenen Fuß ergeben 145/100 m. Bleiben wir bei der letzteren Annahme (die insofern einen kleinen Vorzug verdient, als jedenfalls der Schreiber und Absender des Planes mit den eingetragenen 200 Fuß eine bestimmte Raumvorstellung verbunden hat), so ergibt sich uns für das Klosterareal ein Rechteck, welches in Zürich etwa dem Platz des abgegrenzten «alten Tonhalleareals», in Basel dem Petersplatz einschließlich der angrenzenden Straßen entspricht. Auf dem Gelände in St. Gallen hätte jedenfalls diese Anlage leicht Platz finden können. Die jetzige Kathedrale ist 105 m lang, die Distanz zwischen ihrer Westfassade und dem Ostflügel der einstigen Klostergebäude beträgt 250 m, zwischen Nord- und

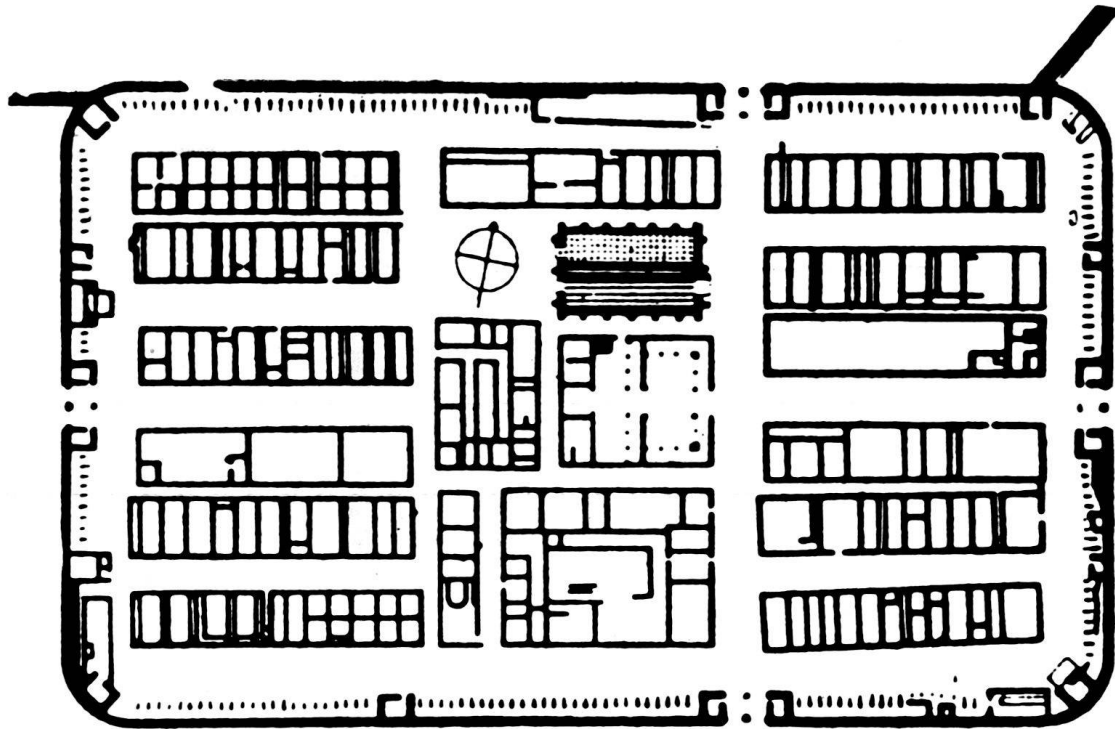


Abb. 3. Das römische Lager von Borcovicium (Housesteads) am Hadrianswall.

Nach Collingwood. Maße 173 × 100 m.

Südgrenze entsprechend 200 m, so daß also auf dem heute abgezeichneten Gelände auch die größere von den beiden möglichen Abmessungen des Plan-Klosters (195/132 m) leicht eingetragen werden könnte.

Wir kennen noch heute keine einzige Klosteranlage, welche in allen wichtigen Zügen nach dem Schema des St. Galler Planes ausgeführt worden wäre. Immer noch steht dieses Schema wie ein erratischer Block in der Architekturgeschichte des frühen Mittelalters. Gleichzeitige und vergleichbare Anlagen bieten einzig die Reste einiger fränkischer Kaiserpfalzen sowie die Rekonstruktion von Fontanella unter Ansegis (822—833), nach rückwärts erscheinen im Abstand von einem halben Jahrtausend die letzten römischen Castra, und nach vorwärts, zwei bis drei Jahrhunderte später, die ältesten erhaltenen Klöster. Von allen diesen drei Gruppen aber unterscheidet sich der Plan durch so wichtige Elemente, daß eine befriedigende typologische Einordnung fast unmöglich erscheint.

Versuchen wir, ihr von zwei Punkten her wenigstens um einen kleinen Schritt näherzukommen.

3.

Es ist völlig logisch, die historische Einordnung dieses Normalschemas im Zusammenhang früherer Normalschemata vorzunehmen, und so wird denn auch in der Literatur der Plan seit langem schon aus der spätrömischen Militärbaukunst abgeleitet (Stephani, Lavedan, Swoboda u. a.). Für die praktische Aufgabe, welche schon durch die Regula Benedicti (cap. 66) vorgezeichnet war — «monasterium autem, si fieri potest, ita debet construi, ut omnia necessaria, id est aqua, molendinum, hortus, pistrinum vel artes diversae intra monasterium exerceantur» — d. h. für die Aufgabe, einer Gemeinschaft von Mönchen den baulichen Rahmen für die gesamte Existenz zu schaffen, gab es in der Stadtbaukunst des 8. und 9. Jahrhunderts schon

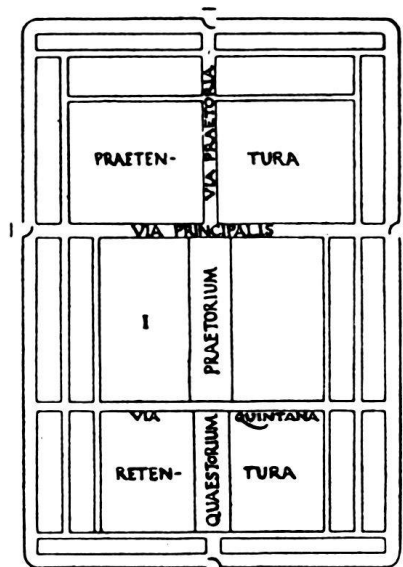


Abb. 4. Lagerschema nach Hyginus «De munitioibus castrorum», aufgestellt von Collingwood.

deshalb keine Vorbilder oder auch nur Anregungen, weil ja nördlich der Alpen der Bau neuer geschlossener Siedlungen seit der Spätantike aufgehört hatte. Während mehrerer Jahrhunderte war der Bau von Städten völlig unterbrochen worden, in Straßburg etwa hatten sich die Alamannen und Franken außerhalb der Mauern des römischen Argentoratum niedergelassen, weil ihnen, als Völkern schweifender Lebensart, die Einschließung innerhalb von Stadtmauern zuwider war (Dehio), und wie etwa in Vindonissa nach dem Abzug der Römer die Bevölkerung wieder in die ursprünglichen keltischen Sitze außerhalb des Lagers hinauszog, das hat kürzlich R. Laur-Belart überzeugend nachgewiesen³⁾.

Die städtebaulichen Aufgaben des karolingischen Zeitalters waren nicht eigentliche Städte oder überhaupt geschlossene Siedlungen, sondern Klöster und Pfalzen. So kommt es, daß in der Geschichte der Stadtbaukunst die oft genannte «Lücke» (Brinckmann) nur durch den St. Galler Plan und die Reste einiger fränkischer und ottonischer Kaiserpfalzen ausgefüllt werden kann.

Diese zwei Aufgaben aber sind einander in mehreren Zügen verwandt: hier wie dort eine kleine, numerisch begrenzte Gemeinschaft von Mönchen oder Beamten, mit deutlicher monarchischer Spitze, also mit der Notwendigkeit von repräsentativen Hauptbauten und zahlreichen halb wirtschaftlichen, halb administrativen Nebengebäuden. Vergleichen wir etwa den St. Galler Plan mit der Pfalz von Aachen, so finden wir in beiden Fällen eine ähnliche Ponderation des Grundrisses: zunächst die Dreiteilung des Areals, von der noch zu sprechen sein wird, dann in St. Gallen einen zentralen Hof mit Kirche und Abtshaus, dazu eine nach Osten hinausführende und eine von Westen hereinführende Straße als rudimentäre Achsen, in Aachen dieselbe Anordnung des Hauptplatzes, hier in zwei Ebenen, wobei auf sehr monumentale Weise die Palastkapelle auf der einen, die Regia auf der andern Seite diese offensichtlich einst großartige Anlage begrenzten. (Die unregelmäßige Stellung der Regia erklärt sich daraus, daß dieser Bau schon vorhanden war, als die karolingische Pfalz errichtet wurde). Diese wenigstens typologische Übereinstimmung wesentlicher Teile macht es wünschenswert, bei der Frage nach der Ableitung des St. Galler Planschemas die Pfalzen mit heranzuziehen.

³⁾ Vortrag vor der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, Dezember 1934.

Die bisherige Forschung hat sich mit dem Hinweis auf die römische Militärbaukunst schlechthin begnügt. Stephani etwa publiziert als Vorstufe des St. Galler Plans jenes bekannte Normalschema eines quadratischen Lagers, das Hankel aufgestellt hat, und das einer Reihe von römischen Stadtgründungen, u. a. auch der verwandten Anlage des Diokletianspalastes in Spalato als Muster diene (II, 26). Diese Ableitung bedarf einer Präzisierung. Stephanis Angabe, daß durch die Notwendigkeit des Baues einer Kirche innerhalb des Klosterbezirks das quadratische Schema gewissermaßen von selbst zu einem rechteckigen geworden sei, ist schon deshalb unbefriedigend, weil ja die Antike selbst eine ganze Reihe sehr sichtbarer Gründungen auf rechteckigem, dreigeteiltem Schema kennt und jedenfalls bei den Pfalzen die Rücksicht auf eine Kirche nicht zwingend sein konnte. Die typologische Vorstufe des St. Galler Plans (und der Pfalzen) muß vielmehr unter den rechteckigen dreigeteilten Lagerplänen gesucht werden, und da findet sich unter den gut erhaltenen und erforschten Beispielen in England eines, dessen innere Übereinstimmung mit dem St. Galler Plan geradezu frappant ist: das einstige Feldlager *Borcovicium*, heute Housesteads am Hadrianswall, das etwa 120—125 n. Chr. erbaut worden ist ⁴⁾. *Borcovicium* besteht wie der St. Galler Plan aus drei Zonen, von denen die mittlere das Praetorium mit einem freien Platz davor sowie einen von Hallen umgebenen Platz daneben aufweist, den letzteren genau an der Stelle, wo im St. Galler Plan der Kreuzgang steht, das erstere bezeichnenderweise an der im Plane der Kirche entsprechenden Stelle. Die beiden Straßenstücke, hier beide in der Mitte der Schmalseiten ansetzend, sind deutlich ausgeprägt. Ja, die Analogie geht sogar bis in die Maße. *Borcovicium* hatte eine Oberfläche von 173/100 m, also dieselbe Breite, die wir oben für den St. Galler Plan nach der «kleineren Ausfertigung» errechnet haben.

Natürlich sind solche Ausrechnungen rein theoretisch, und es ist nicht daran zu denken, daß zwischen den beiden Dokumenten irgendein Zusammenhang bestanden habe — außer demjenigen einer möglichen gemeinsamen Vorlage. Als Vorlage für *Borcovicium* betrachtet Collingwood die Schrift «*De munitionibus castrorum*», die dem Hyginus Gromaticus zugeschrieben wird, also im Anfang des 2. Jahrhunderts n. Ch. entstanden ist und demgemäß beim Bau von *Borcovicium* bereits eine neue Formulierung dieses an sich alten Bauprogramms darstellte. Nach den Angaben bei Hyginus ist schon mehrfach eine grundrißliche Rekonstruktion des Lagerschemas versucht worden. Die Analogie einzelner wichtiger Teile mit *Borcovicium* und, mutatis mutandis, mit St. Gallen, ist evident: rechteckige Form, Dreiteilung, Auszeichnung der Mitte durch das Praetorium mit einem auf Abb. 4 nicht eingezeichneten Hof, zu- und wegführende Mittelstraße usw. Ob dieses Schema des Hyginus nur als eine Kodifizierung älterer Gewohnheiten oder doch als eine neuere Form gegenüber der jedenfalls weiter verwendeten quadratischen Anlage betrachtet werden muß, ist für unsern Zusammenhang ohne Wichtigkeit.

Legen wir den weiteren Untersuchungen nun diese These zugrunde: daß das Schema des St. Galler Plans im typologischen Sinne zurückgeht auf das von Hyginus theoretisch aufgestellte und in *Borcovicium* besonders deutlich verwirklichte spätrömische Lagerschema des 2. Jahrhunderts. Wir erhalten dann für das Schema als Ganzes dieselbe Ableitung, die Oelmann für die einzelnen profanen Bauten vorschlägt, und als das wirkliche neue Element, was den St. Galler Plan von vornherein von jedem Lagerplan unterscheidet, prägt sich nun stärker als jemals die Kirche ein. Sie sprengt nicht nur durch ihre Größe die schematische Dreiteilung, indem sie die mittlere Zone auf Kosten der beiden andern vergrößert, sondern sie bringt vor allem auch einen völlig neuen Typus in das Ganze herein. Genauer gesagt: hätte diese Kirche nicht

⁴⁾ R. G. Collingwood, *The Archaeology of Roman Britain*, London 1930.

so ausgesprochen «moderne» Elemente in sich aufzuweisen — vor allem die Kreuzesform und den quadratischen Schematismus — so bestünde kein Hindernis, ja es wäre dann sogar viel richtiger, den St. Galler Plan um ein gutes Stück früher zu datieren.

4.

Diese soeben festgestellte Differenz zwischen der Kirche einerseits und den übrigen Bauten sowie dem Gesamtschema andererseits, die man als eine *Verschiedenheit des typologischen Standortes* bezeichnen könnte, begegnet sehr häufig in der Geschichte der Architektur. So wie in der Kunst «nicht alles zu allen Zeiten möglich ist» (Wölfflin), so gibt es in der mittelalterlichen Architektur durchaus kein gleichmäßiges stilistisches Weiterschreiten aller Bauformen. Je weniger eine Form dem Zugriff der differenzierenden Kräfte, der Einwirkung jener Burckhardtschen «Anlässe» ausgesetzt ist, um so geringer ihre individuelle Entwicklung. Vielleicht muß von solchen Überlegungen die Erklärung der für die Schweiz so überaus charakteristischen Retardierungen («Ausruhen auf konventionellen Wiederholungen nennt sie Burckhardt») ausgehen.

Auch da ist der St. Galler Plan unerschöpflich. Vor allem stellt sich jetzt die Frage nach seiner Wirkung auf die kommende Baukunst. Was hat insbesondere die seit Cluny großartig aufblühende Klosterarchitektur des Abendlandes aus dem Schema übernommen? Und ermöglicht uns diese Wirkung irgendeinen Rückschluß?

Bis zum Ende des Mittelalters bleiben zunächst diejenigen Züge erhalten, die sich aus dem römischen Erbe ableiten lassen: die Dreiteilung der Anlage und die Stellung der Klausur. Schon bei den Cluniazensern erfährt die Lage der Friedhof-(Marien)kapelle eine Korrektur; sie wird nach Süden gerückt und trägt, besonders bei den Zisterziensern, sehr bald zur Bildung eines zweiten, südöstlichen Hofes bei (Schaffhausen, Wettingen u. a.). In *einem* Punkte aber steht der St. Galler Plan ganz vereinzelt da: für die Lage der mansio abbatis, des zweistöckigen Abtshauses nördlich der Kirche findet sich weder im römischen Lager noch in den gleichzeitigen oder späteren Klöstern eine Parallele. Halten wir an der typologischen Reihe Hyginus-Borcovicium-St. Gallen-Aachen fest, so hätte das Abtshaus als Wohnsitz des Vorstehers eigentlich die Stelle des Praetoriums oder der Regia einzunehmen. Doch es liegt isoliert im Norden, und diese Neuerung ist um so auffälliger, als sie offenbar keine Schule gemacht hat. Die spätern Klosteranlagen, ja schon das mit St. Gallen gleichzeitige Fontanella (Rekonstruktion Schlosser mit den Korrekturen Hagers) entwickeln sich konsequent nach einer Seite, meist nach Süden, sie inkorporieren die Abtswohnung der Klausur und verlegen auf die andere Seite, jenseits der Kirche, fast durchweg den oder die Friedhöfe⁵⁾. In St. Gallen selbst ist zwar die «Aula» unter Gozberts Nachfolger Grimalt gebaut worden, ihre Lage ist aber völlig ungewiß.

Solange uns nicht neue Nachrichten zu Hilfe kommen, werden wir in dieser betont abgesonderten, den monarchischen Charakter des Abtes unterstreichenden Lage des Abtshauses im St. Galler Plan einen ausgesprochen konservativen Zug erblicken dürfen, für welchen die erkennbaren karolingischen Anlagen einen terminus ante bilden, während ein terminus post erst in der Nachricht vorliegt, daß Benedikt in Monte Cassino in einem «Turm» innerhalb der Klausur der Mönche gewohnt habe (Schlosser, Klosteranlage, 39).

So ergibt sich zum Schluß folgende *Reihe der typologischen Indizien*. Das Schema als Ganzes sowie die einzelnen profanen Bauten sind dem spätrömischen Erbe ver-

⁵⁾ Besonders interessant Stein a. Rh., wo in einer zweiten Bauetappe, 14./15. Jahrhundert ein eigentliches Abtshaus südlich an die Klausur angebaut wurde.

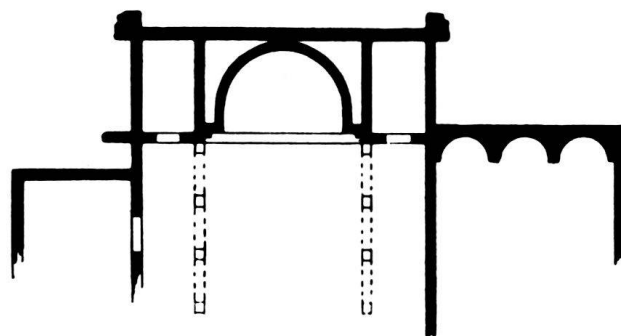


Abb. 5. Die Coemeterbasilika der Menasstadt mit dem südlich angebauten Consignatorium.
Nach Liesenberg.

pflichtet; in der Lage des Abtshauses spricht sich ein Gedanke aus, der schon um 830 wieder fallen gelassen wurde (Fontanella 822 —833) und jedenfalls keine nachhaltige Wirkung gehabt hat; das eigentlich moderne und für die Zukunft entscheidende Element des Planes aber ist einzig die Kirche⁶⁾.

II. Die „Bündner“-Gruppe der Dreiapsiden-Kirchen

Der Grundriß der Basilika auf dem St. Galler Plan ist oben als das einzige «moderne» Element des ganzen Schemas charakterisiert worden: die durch neue liturgische Vorschriften des Benediktinerordens umgestaltete Form der altchristlichen Basilika. «Diese Planidee,» meint Dehio zusammenfassend (Geschichte der deutschen Kunst I, 69), «hatte sich durch eine Menge konkurrierender Lösungen durchzuarbeiten, bis ihr die Vorherrschaft zufiel.» Werfen wir erst einen Blick auf diese konkurrierenden Lösungen.

Es kann heute als sicher gelten, daß vor dem Jahre 830 auf dem Boden der heutigen Schweiz drei Typen christlicher Sakralbauten vorhanden gewesen sind: die Saalkirche mit Apsis (Saint-Maurice, Romainmôtier, Madeleine-Genf), die dreischiffige Basilika ohne Querschiff mit einer Apside (St. Pierre und St. Germain-Genf) und die Saalkirche mit drei Apsiden, der sog. Bündner Typus⁷⁾. Darüber hinaus nimmt Hecht an, daß die älteste Anlage in Rheinau als dreischiffige Basilika mit drei Apsiden erbaut worden sei, im gleichen Jahre 830, in welchem Gozbert seine Basilika in St. Gallen begonnen hat. Auf dieses interessante Zusammentreffen komme ich später zurück.

Aus dem Zeitraum zwischen 700 und 1200 läßt sich auch heute noch eine stattliche Gruppe von Saalkirchen mit drei Apsiden zusammenstellen. Erhalten oder doch gesichert sind heute folgende Anlagen:

8. und 9. Jahrhundert: die zwei Martinskirchen in Disentis, Müstail, Dom und St. Martin in Chur, Münster, Pleif, Mals;

⁶⁾ Dabei nehmen die zwei Räume seitlich des Sanctuarius als typologische Vorstufen der später am Bodensee beliebten Chorkapellen eine besondere Stellung ein, worüber in größerem Zusammenhang noch zu sprechen sein wird.

⁷⁾ Die Annahme Poeschels, Anzeiger 1930, 99ff., daß der älteste Dom von Chur eine dreischiffige Basilika mit Querschiff gewesen sei, würde den auffallenden Vorgang voraussetzen, daß dieser Bau dann im 8. Jahrhundert durch jene Saalkirche mit drei Apsiden ersetzt worden wäre, die als Bau des Bischofs Tello gesichert ist.

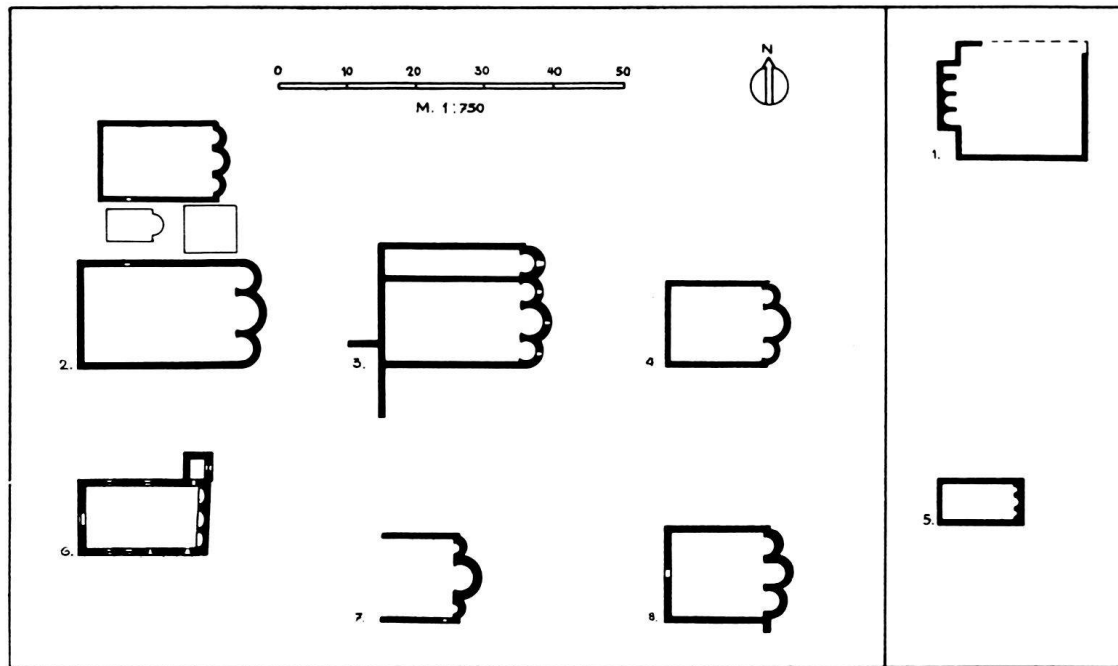


Abb. 6. Vergleichende Tabelle einiger Dreiapsidensäle. Nach Anweisung des Verfassers aufgezeichnet vom Techn. Arbeitsdienst Zürich. 1. Pfünz. 2. Disentis (St. Martin und St. Maria). 3. Münster. 4. Müstail. 5. Mals (nach Angaben Garbers in Höhe der Nischen aufgenommen). 6. Disentis (St. Agatha). 7. Wimmis. 8. Schaffhausen.

10. und 11. Jahrhundert: Wimmis, San Michele in Capua, die Ecclesia resurrectionis in Schaffhausen;
 12. Jahrhundert: Schönthal bei Langenbruck, St. Margareth zu Lana, San Pancrazio in Corneto Tarquinia und wohl auch St. Agatha in Disentis.

Schon diese, zweifellos noch unvollständige Liste zeigt, daß wir in dem Dreiapsidentypus weder eine alpine noch gar eine bündnerische Eigentümlichkeit erblicken dürfen⁸⁾. Josef Zemp, der als erster den Typus eingehender behandelt hat, suchte denn auch folgerichtig den Ursprung der Raumform im Osten⁹⁾. Man wird für die typologische Ableitung immer darauf hinweisen müssen, daß das Abendland die Sitte dreier Apsiden auch bei dreischiffigen Kirchen erst relativ spät aufgenommen hat. Den Anfang macht bezeichnenderweise der im 8. Jahrhundert vorgenommene Umbau von S. Maria in Cosmedin, der Kirche der griechischen Kolonie in Rom¹⁰⁾. Von hier führt die Spur rückwärts über Parenzo nach Syrien, wo in Kalaat-Seman schon im 5. Jahrhundert die Basilika mit drei Apsiden gebaut wurde. Neuerdings hat Liesenberg in anderm Zusammenhang auf zwei altchristliche Bauten Ägyptens aufmerksam gemacht, die als Säle mit drei Apsiden ausgestattet sind: die große «Basilika» von Korykos, die neben den drei Apsiden noch auf jeder Seite einen rechteckigen Eckraum aufweist, alle fünf gerade hintermauert, und vor allem das Consig-

⁸⁾ Hecht (12) vermutet für die Kirche Otmars in St. Gallen ebenfalls einen Saal mit drei Apsiden.

⁹⁾ Zemp-Durrer, Münster, 22.

¹⁰⁾ Der typologische «Anlaß» muß in der Einführung der Nebenaltäre gesucht werden. cf. Josef Braun, Der christliche Altar I, München 1924, 369, 395.

natorium der Coemeterialbasilika in der Menasstadt (5. Jahrhundert), das im Grundriß mit den drei gerade hintermauerten Apsiden völlig den analogen rätischen Beispielen Mals und St. Agatha-Disentis entspricht ¹¹⁾ (Abb. 5).

Trotz dieser offenkundigen Übereinstimmung scheint es mir notwendig, auch in diesem Falle wie beim Schema und den profanen Einzelbauten des St. Galler Planes in der geographisch näher liegenden spätrömischen Baukunst nach Formen Umschau zu halten, die möglicherweise als gemeinsame ältere Quelle sowohl für die östliche wie für die «Bündner» Gruppe in Frage kommen. «Alles in allem kann man sagen,» meint Rudolf Schultze in einer betonten Zuspitzung des Problems (Basilika, 61), «daß die christliche Kirche jedes Landesteiles die antike Profanbasilika für ihre Zwecke in derjenigen Ausbildung übernommen hat, welche die in ihren Gegenden im Zeitpunkt der allgemeinen Aufnahme des christlichen Kultus gerade vorhandenen Vorbilder darboten.... Die so oft zum Vergleich herangezogenen Kirchenbauten von Frankreich, Spanien, Rom und dem den Kunsthistorikern bisher unentbehrlichen Syrien beruhen zum guten Teil auf gleichartigen Grundlagen wie bei uns, daher sich oft täuschende Ähnlichkeiten finden.» (69.)

Bei einer Durchsicht des heutigen Bestandes begegnen uns zunächst Saalbauten mit zwei Apsiden mehrfach in den Badesälen des römischen Württemberg (Paret 78, 83, 92 usw.), also dieselbe Raumform, wie sie Lasteyrie in der Kirche des Pyrenäendorfes Montbolo gefunden hat ¹²⁾. Die eigentliche Dreiapsidenanlage ist seltener. Das beste vergleichbare Beispiel zeigt ein Bauwerk außerhalb des Kastells *Pfünz* am obergermanisch-rätischen Limes bei Eichstätt ¹³⁾. Es ist ein rechteckiger Saalbau, mit einem nach Westen vorgesetzten Risalit, das mit gerader Hintermauerung drei Apsiden und eine rechteckige Nische enthält. Das Kastell hieß Vetonianis, seine Erbauung wird in die Mitte des 2. Jahrhunderts datiert, und in dem unfertig gebliebenen Bau möchte der Bearbeiter Winkelmann sogar einen Tempel erblicken — eine Vermutung, die wohl gerade durch die Apsiden veranlaßt worden ist. Daß weiterhin die Hufeisenform der Bündner Apsiden nicht unbedingt auf den Osten hinweisen muß, sondern eine uralte Form europäischer Architektur darstellt — gallo-römischer Tempel in Riehen, keltisches Heiligtum in Stonehenge u. a. — sei hier nur im Vorbeigehen angemerkt ¹⁴⁾.

Zusammenfassung: Ebenso wie die Saalkirche mit einer Apside und die ältere Form der Basilika hat auch die seit dem 8. Jahrhundert offenbar weitverbreitete Saalkirche mit drei Apsiden ihren typologischen Ursprung in der spätrömischen Architektur. Da die Zwischenstufen im mittleren Europa einstweilen noch fehlen, so müssen als zeitlich unmittelbare Vorstufen die altchristlichen Kirchen und halb-sakralen Säle in Ägypten herangezogen werden. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts verschwindet die Form in unseren Gegenden, nachdem sie schon im 9., zuerst vielleicht in Rheinau I, zu der neuen Form einer querschifflosen Basilika mit drei Apsiden potenziert worden war. (Schluß folgt).

¹¹⁾ Kurt Liesenberg, Der Einfluß der Liturgie auf die frühchristliche Basilika. Neustadt a. d. H. 1928, 91 u. 115.

¹²⁾ Architecture française à l'époque romane, 2. A., 303.

¹³⁾ Limes-Publikation, B, VII, Nr. 73. T. IV, 12. Bearbeiter Winkelmann.

¹⁴⁾ Vgl. auch den Grundriß des Cybele-Heiligtums in Kaiseraugst (Anzeiger 1935, 66) mit demjenigen der karolingischen Anlage von St. Justus in Flums (Anzeiger 1934, 227).